

# Der Deutsche Pionier.

Erinnerungen aus dem Pionier-Leben der Deutschen  
in Amerika.

Unter Mitwirkung deutscher Geschichtsfreunde.

Herausgeber: Deutscher Pionier-Verein von Cincinnati. — Redakteur: G. A. Kattermann.

Motto: „Willenskraft, Wege schafft.“

Der „Deutsche Pionier“ erscheint 40 Centen pro Jahr mit Umfrage gratis je Ende eines jeden Monats und ist zu haben in der Expedition des „Deutschen Pioniers“, No. 201 Ohio-Strasse, postliches L. und G. Briefe, oder nach gegen Vorauszahlung von \$2.00 per Jahr durch die Post von Ohio getrieben.  
Aufsichtiger Postamt ist dieses eine Vierteljahr. Jedem der Verlagsgenossen Postzahlungen von \$1.00 gegen Empfangsbillete 20 Cent. Für Porto nach Europa, resp. Frankreich, treten mit der Vierteljahr und demnach 5 Cent pro Quartale. Anzeigen, Briefe, Mitteilungen, die geschickt werden, sind zu adressieren German Pioneer, Cincinnati, O.

8. Jahrg.

Cincinnati, August 1876.

5. Heft.

(Für den „Deutschen Pionier“.)

## Ludwig Bechel, der Indianerjäger.

Von Friedrich Albert Schmitt.

(Fortsetzung.)

### XI.

Frühling ist's, die Eichenschäle treiben wieder Knospen braun,  
Wieder lösen lichte Wäste durch die Büsche, durch die Au'n;  
Blüth' an Blüth' erwacht im Thale und des Spedre's Hämmern schallt  
Und im gelbten Sonnenstrahle spreht und grünt es rings im Wald.

Frühe ist's! die wilden Wälder blü'gen Krüge sind vorbey,  
Denn des Landes Lüne Netze machten seinen Boden frei;  
Nun gen Westen strömen Schaaren sich'ger Wälder auf einmal,  
Und es klingt von frechen Hiedern wieder das Ohothal.

Auf des Stromes blauen Wellen fliegt dahin des Bootes Kiel,  
Wanderlustige Gesellen sühet entgegen es dem Ziel;  
In dem Land, des reichen Boden treibt fast ohne Müh' dem Waik,  
Dessen Kolben überladen mit den Körnern gelb und weiß.

Wanderlustige Gesellen, Männer stark und weisberecht,  
Die für freie Feuerstellen zogen weisgerath' das Schwert;  
Kühne, behutliche Gesichter, die da tragen der Gefahr,  
Solche trägt der Strom von dannen, eine rauhe, frohe Schaar.

## Ein vielbewegtes Leben.

Wenn man von Greytown (auch San Juan del Norte genannt) den San Juan Fluß (sprich San Juan) hinauffährt, was gewöhnlich auf Bogotost führt — Flüsse, welche mittelst Stengen und Ruder, auch wohl durch Segel, fortbewegt werden — so erreicht man nach einer Fahrt von etwa drei Tagen die Mündung des Seropiqui Flusses, welcher, aus Costa Rica kommend, von Süden nach Norden fließend, fast rechtwinklig in den San Juan einmündet. Gelangt man in die Nähe des Seropiqui, so erblickt das Auge an der Mündung dieses Flusses und zwar an dessen linken Ufer eine durch den Zusammenfluß der beiden Ströme gebildete, höchst malerische Landzunge.

Am Fuße eines mächtigen Geniseerobannes angelehnt, von dessen Kräfte mächtige Pflanzen wie Schiffstolb herabköhnen, steht eine kleine Hüte mit durchbrochenen Rohrwänden und einem Dach aus dünnen Palmblättern; — wie überhaupt die Häuser in diesem Land des ewigen Sommers ja nur gegen die Feuchtigkeit von oben, nicht aber gegen den frischen Durchzug der Luft gebaut sind. Umgeben ist die Hütte von einem höchst imposanten tropischen Vegetationsbüsche, von welchem sich der Nordländer, der Central America nicht besucht hat, durchaus keinen Begriff machen kann. Dicht am Rande des Flusses wuchert wildes Zuckerrohr auf feuchtem Grunde, durchschossen von hohen Schilfpflanzen, welche sich oben kronenförmig vertheilen. Im Hintergrunde erhebt sich jener dichte überaus üppige, vegetabilische Wald, welcher die tropischen Breitenzone charakterisirt. Denn nur hier, wo Wärme, Licht und Fruchtbarkeit stets zusammenwirken, und durch die Kohlenäure der schnell auf dem Grunde verwehenden Pflanzen eine unerschöpfbare Nahrungsquelle zur Bildung der fräftigsten Arienstämme und der dichtesten Zweig- und Blätterreize in die Atmospähre heben, drängen sich die Organismen so dicht und massenhaft zusammen, um dieses Gesamtbild vegetabilischer Ueppigkeit herstellen zu können. Auch die molerischen Formen sind überaus mannigfaltig. Bald sieht man Pfingstbäume, Muscosen und Selanien mit nicht hohen seltreichen cylindrischen Stämmen und dünn und leder gewebten, zartgekreisten, seidenartig glänzenden Blättern, bald baumartige Gräser, bald Bombaceen und Malvaceen, letztere mit prachtvollen Blüten, bald schlank Nymphen mit schirmartigen Gipfeln, wie die der italienischen Pinien, bald die stolze Cocospalme (*Cocos butyracea* L.), die mehr dazu beiträgt, um die tropischen Wälder zu verdickern, als irgend eine andere Gattung der zahlreichen Palmarten, und bald die leichten Kronen der Malakopalmen, Alles in der schönsten unwüchsigen Nützlichkeit nebeneinandergerichtet, und in dieses wie ein Gewebe eingeschoben die zahlreichen Gattungen der Parasiten, Hängepflanzen und Lianen, welche die mächtigen Stämme der Ceiba und Balanocora oft bis in die höchsten Spitzen erklimmen, daß sie wie grüne Pyramiden, schlanke Obelisken oder Säulen aufstehen: das prachtvolle Vielfältigkeitsgebilde, welches sich die menschliche Phantasie nur auszumalen vermag. Eine breite Lichtung, den San Juanfluß aufwärts, bildet das Ackerfeld der Bewohner dieser Landzunge, welches kaum menschliche Hüfte nöthig hat, um die Lebensbedürfnisse der Inwohner jahrein zu beschreiben.

In diesem herrlichen, von der Natur mit paradiesischer Ueppigkeit und Fülle so reich gesegneten Lande, lebte vor 21—22 Jahren eine deutsche Familie, nach welcher die Landzunge noch bis auf den heutigen Tag den Namen trägt und vielleicht für immer tragen wird: Hipp's Point. Der damalige Herr dieses Landgutes war der in Cincinnati wohlbekannte Wilhelm G. Hipp. Jahre sind dahingeflohen, seit er hier die schönsten Tage seines Lebens verbrachte. Die Herrschaft der Amerikaner und Engländer in Nicaragua hat ein Ende genommen, das Land ist abermals in den Händen der trägen spanisch-indianischen Mislingsträger übergetrohen und die Familie Hipp ist unlängst durch einen bellagewerthen Unglücksfall in eine herbe Trauer versetzt worden, indem der Mann, dessen Name an jenem Erbschoße selbgebannt wurde, durch unglücklichen Zufall in das Schattenreich hinübergeführt wurde. Möge das Andenken des Herrn Hipp, der dem Verfasser ein lieber Freund war, in seiner Biographie geehrt werden.

Wilhelm Christian Hipp wurde am 9. Januar 1827 in dem Städtchen Auenberg geboren, wo sein Vater ein möglich begüterter Kaufmann war. Als zu Anfang der vierziger Jahre das Hipp'sche Geschlecht nicht mehr besonders reiflicher wurde, beschloß Hipp der Vater, mit seiner Familie nach America, dem gelobten Lande aller Europäer, auszumwandern. Was war für den gebildeten Kaufmann wohl natürlicher, als daß er nicht in's Blaue zu reisen gedachte. Er wollte, ehe er aus dem Heim scheidet, bereits das neue eigne, welches er zu besitzen gedachte. Es wurde also ein mehrere hundert Acker großer Ländereomplex in dem westlichen Theile von Virginien gekauft, „gutes prachtvolles Ackerland, in der unmittelbaren Nachbarschaft der deutschen Anstellungen in Shenandooshole“, von denen es ja kaum eine Handvoll englische Meilen entfernt lag. Die hohen Berge der Appalachen hatte der befähigteste Verkäufer, ein Herr Rathbone, als „etwas weissenförmiger Boden“ geschildert. Auf der Karte lag das Land auch sehr schön und eben aus, und die Kaufsumme wurde bezahlt.

Es war im Frühjahr 1844 als die Hipp'sche Familie auf ihrer neuen Besingung anlangte. Wie aber wachten sie Augen, als sie die steilen Berge und die kalten Felsenflüsse sahen, die rauhen, nur mit spärlichem Gestrüpp und milden Salzbüscheln bewachsenen Häden, durchschnitten von tiefen Schluchten und kühnen Abhängen, die im Sommer aus Wässern bar, im Frühling und Herbst aber zu unbändigen Strömen aufschwollen. Das war also das Eden, nachdem sie sich gesetzt hatten und für denselben Anlauf so schwere Summen Gebüß vermandt worden waren. Das alte, ewig neue Lied von dem grünen Simpel war wiederum um eine Strope vermehrt worden. Was war aber zu thun? Das Geld kam nicht wieder, denn der Herr Rathbone reiste wohlgerath in Europa umher, um zu den bereits gelagerten Simpeln noch andere in sein Garn zu locken. Hipp Senior kaufte sich also für das noch übrige Geld, welches er besaß, etwa sieben Meilen südlich von Parkersburg, ein anderes Landgut, das bereits geläut war, welches er mit seiner Familie dann bezog. Hier arbeitete die Familie nun ein Jahr lang, wobei die drei ältesten Söhne ihrem Vater mit „formen“ halfen.

Das wollte aber nicht so recht gehen und die Jungen, lebenslustige Gymnasten, tanzten sich durchaus nicht mit dem Bauernleben befreundend. Da sagte der Vater im Frühjahr 1845 zu den drei ältesten Söhnen, zu denen auch Wilhelm ge-

höste. „Jungens, ich sehr ihr seid nicht zu Boverstücken geschossen, ihr geht besser in die Stadt.“ Das ließen sich die drei Söhne nicht zweimal sagen und rasch wurde das Bündel geschnitten und bereits im April 1845 kamen sie in der „Königin des Westens“ an. Hier schauten sie sich nach kaufmännischer Beschäftigung um, die sie auch bald erhielten.

Da brach der mexicanische Krieg aus. Wilhelm, welcher sich bereits einer der zur Zeit zahlreichen Milizcompagnien in Cincinnati angeschlossen hatte, bekam das Kriegesheer. Er ließ sich als Freiwilliger in eines der Chibor Volontärregimenter aufnehmen und wurde Lieutenant der „Washington Gabeln“ unter Hauptmann John B. Armstrong u. s. Nach Beendigung des Krieges kam Hupp wieder nach Cincinnati zurück. Er ging abermals seinem kaufmännischen Beruf nach, bis plötzlich die Nachricht der Goldentdeckung über das Land erscholl. Auch in Hupp regte sich das Goldfieber, und bald sieht man ihn unter einer großen Gesellschaft Emigranten, welche den Ueberlandweg entlang nach dem Goldlande hinstrebten. Nach einer monatelangen Wanderkutsch kamen sie in Californien an, worauf sich die Cincinnatier Compagnie rasch nach allen Richtungen hin zerstreute. Während lächelnde das Glück, Andere gingen dabei zu Grunde. Unseren Freunde wollte die launische Göttin Fortuna jedoch keineswegs hold sein, deshalb sah er sich bald nach einer andern Gegend um, in welcher es ihm besser glücken sollte. So kam er im Jahre 1853 von Californien nach Nicaragua.

Hier war damals Alles in höchster Aufregung. Wanderhüt hatte eben die Anlage eines Schiffkanals den San Juan Fluß hinauf bis in den Nicaraguasee, und von diesem mittelst eines Schluken-Kanals in der pacifischen Ozean, vermissen lassen. Jedermann träumte sich hier bereits die große Heerstraße nach dem Goldlande, und an solcher Heerstraße, da müssen selbstverständlich auch Wirthshäuser sein, und in den Wirthshäusern, in denen die mit Gold beladenen Wägelkinder einkehren, da wird sicherlich auch Gold verzehret und Gold gewonnen. Das dachte Wilhelm Hupp damals auch.

Als er nun eine Fehlung in dem westlichen Nicaragua, in San Juan del Sur, Granada und Leon sich angeschaut hatte, stieg er über die Berge zum Nicaragua-See hinan, nahm hier Posten auf einer Brango und fuhr mit dieser über den See in den San Juan Fluß und diesen hinauf bis nach Gregtown.

Auf dem Wege den San Juan Fluß abwärts, gefel ihm die prächtige Gegend an der Mündung des Gregtownflusses so ausnehmend gut, daß er beschloß, sich hier sein künftiges Heim zu wählen. In San Juan del Norte, oder Gregtown, erkundigte er sich, wer das Eigentumrecht zu jenem Landstrich besäße, und erfuhr sehr bald durch den Ver. Staaten Consul, daß das Land der Krone des Mosquito-Königreiches gehöre, und daß diese geneigt sei, an unternehmende Amerikaner, öftere Länderstrecken für eine nominelle Summe zu veräußern, um dadurch neue Ansiedler heranzuziehen und den Grundbesitz in den Markt zu bringen.

Die damals regierende Fürstin von Mosquitia, die schwarzbraune Königin Inez Anna Friederich offerirte ihm auch in aller Form ein Eigentumsrecht auf den Grund und Boden an der Mündung des Gregtownflusses und zwar für einen nominellen Betrag, falls er sich dazu entschloße, sich unterzuziehlich auf dem Lande anzusiedeln. Hupp ging auch sogleich auf die Bedingungen ein, und bald

hatte er seinen Besitztheil auf ein Grundgut, größer als manche deutsche Grasschaft, unterzeichnet von Prinzessin Inez Anna Friederich, in seiner Laube. Der Ver. Staaten Consul, weshalb er sich in seinem Rechte für permanent gesichert hielt. Allein es sollte anders kommen. \*)

Hupp nahm nun von seinem neuen Landgute Besitz, und bald hatte er sich mit Hülfe seiner Rauschhüte\*\*) eine hinreichende Strecke Boden gelichtet, um auf demselben eine Reinigkeit Feldfrüchte anzubauen. Viel brauchte man nicht, um den nöthigen Lebensunterhalt zu gewinnen. Weiz geziel hier dreimal im Jahre mit fast vierhundertfacher Frucht. Weizen konnte man bauen auf einem Boden, der nie gedüngt wurde und e lieferte zweimal jährlich reiche Erndten; desgleichen die Kartoffel. Außerdem gab es Obst und andere Früchte und vegetabilische Nahrungsprodukte, hier wildwachsend, in Menge. Die Früchte der verschiedensten Palmenarten, des Papagobananes, und vor allen der Banana, wuchsen hier so üppig, wie nirgend sonstwo auf dem Erdboden. Besonders lieferte die Banana vorzüglich Fruchtstränken von durchschnittlich 40—50 Pfund, ja ausnahmungsweise sogar bis 100 Pfund schwer. In mancher Beziehung erzieht diese Frucht bei der Bevölkerung von Central America das Brod. Dr. Moritz Wagner erzählt, daß ihm auf seinem Besuche nach Costa Rica die Banana so häufig als Nahrungsmittel geboten wurde, daß er sich einen ordentlichen Ekel daran that. Wilde Reben und wildes Zuckerröhre gedeihen hier ohne jegliche menschliche Zuhilf, und geben einen vor herben aber doch genießbaren Wein, sowie Strup und Zucker die Menge. — Den Fleischbedarf lieferte der dicke Urwald, und schmachtlose Fische, verschiedene Arten, boten die beiden Flüsse im Ueberfluß.

Zu der Stadt der Pflanzenwelt und der Fruchtbarkeit des Landes, welche in der Equinoctialzone oft ganz allein die landwirthschaftliche Versorgung bedingen, kommt ein Himmel, den man stets klar sehen muß, je länger man unter demselben weilt. Ein sanftblauer, flacker Aether, in welchem leichte Wölken und schwere Wellengebüde mit schwarzgedrehten Rändern, die gegen die Mittagshunde durch die aufsteigenden Dunstbläschen vom seuchten Waldrunde betäubigten Zuwachs erhalten, beständig schweben und segeln, wölbt sich so breith über das Glangende der Erde, und verschönert so ungemein die reizende Landschaft, daß auch der kälteste Mensch hier aufstaut und sagen muß: dieses ist ein irdisches Paradies!

\*) Das Königreich der Mosquitia wurde beansprucht zu der Zeit, von welcher wir schreiben, nach einem großen Theil Landes südlich vom San Juan Fluße, welches aber auch zugleich von der Republik Costa Rica beansprucht wurde. Wie wir später sehen werden, legte Costa Rica seine Ansprüche — Valparaiso durch. Die Regierung der Mosquitia wurde übergeben nicht weniger als eine bestimmte, festgesetzte Macht. Sie hat all zu möglichen Gehaltungen durchzuführen, die ein Unwille bilden, mehr beizulegen als wirken. In jeder Zeit war sie eine Realmitte in den Händen Großbritannien, die je nach Umständen Krone und seine unterstellt, und der sich bewahrenden Kaiserthron ein neues Geschick zu erlösen. Ihre politischen Akten waren nicht das Papier werth, auf welchem sie geschrieben wurden.

\*\*) Ein schwarzes an einem hölzernen Stiel befestigtes Messer, welches zugleich als Hufe, als Styr (um sich den Weg durch das Geröll der Urwälder zu bahnen) und als Schenkel für das Uebersteigen des weinigen zum Passieren von Weiz und Kartoffeln nöthigen Ueberlandes diente war.

In diesem idyllischen Paradies, wenn Naturfülle und Leppigkeit ein Paradies zu schaffen vermögen, verlebte Hipp mehrere Jahre seines Lebens. Doch was vermag alle Naturfrömmigkeit allein, ohne die damit verbundene menschliche Gesellschaft? — Menschliche Gesellschaft zwar gab es ja, und den nachbarlichen Verkehr stellten die beiden Flüsse her. Dieser Verkehr war ziemlich lebhaft, besonders zur Zeit als Hipp sich hier niederließ. Der San Juan Fluß war damals die Hauptverkehrsstraße der Californierreisenden. Die Ueberlandbroute war zu gefährlich, und eine Versuchung um das Cap Horn zu langweilig; außerdem war die Panama Eisenbahn noch nicht fertig: was sollte man also thun, als den bequemsten Weg, den San Juan Fluß hinauf und über den Nicaragua See zu schiffen und von dort die bloß 12 bis 20 englische Meilen lange aber höchst beschwerliche Bergstraße bis nach Rio Grande de Sul oder nach der Salinas Bay zu wandern, was alles in etwa acht Tagen geschehen konnte, also viel rascher, als wenn man eine der bereits genannten Routen nehmen würde. An beiden Küsten waren ja gute Häfen, und so war das bei dem meisten frequentirteste Weg damals im Gebrauch.

Unter solchen Umständen, meinte Hipp, würde sich eine Wirtschaft an der Mündung des Serapiqui sehr gut rentiren. Er erbaute also eine einträglich beschriebene „Hacienda“, und vorn auf der Landzunge errichtete er eine hohe Farnenflange, und bald flatterte das Ver. Staaten Banner auf dem streitigen Grunde zwischen Motquitta und Costa Rica, und lud die wandernden Abenteurer, vornehmlich die Californier Goldhüner, ein, der Hacienda unserer Landmannes einen Besuch abzustatten. Vielen Zuspruch hatte er nicht nöthig, da die Natur ja vor Allem für die weißen Bedürfnisse der Menschen in dieser Gegend sorgte.

Was die übrige Nachbarschaft Hipp's anbetraf, so bestand zur Zeit die sehr schwache Bevölkerung der Gegend aus einer Mischung von spanischen und indianischen Blutes mit einer kleinen Beimischung des Negeres. Die angesehenste Klasse war der Handelsstand. Mehr oder minder trieb fast Jedermann hier Handel, vom Präsidenten der Republik Costa Rica herab bis zum B o o n oder Tagelöhner, dessen Weib Zinnarbeiten und Cigarren verkauft, während der Mann in irgend eine Hacienda auf Arbeit geht. So sehr aber dem Central-Amerikaner die Handelsreise antleht, so sehr stellt ihm der kalte berechnende Kopf des nordamerikanischen Yankee. Er theilt mit ihm die Liebe des Geldes, dreht aber in der Rauf, ungeheure Willkürnisse auszuordnen und ganze Kagen zu vertilgen, um daraus einen Vortheil zu ziehen, ewig nur ein Stämper, ein Kleinhändler neben dem nordamerikanischen „Wholesale“.

Die eigentliche Handarbeit ist in Central Amerika ziemlich verachtet, und der Handwerkerstand spielt hier eine jämmerliche Rolle. Um ein ganz bedeutendes höher steht der Bauernstand. Wer eine Hacienda (Bauernhof) besitzt, welche den Eigenthümer ernährt und noch einen kleinen Ueberschuß admißt, der ist ein angesehenere Mann. Im Allgemeinen aber ist das Volk unendlich arbeitslos und faul.

Nimmt man den Gang zum Spiel, einer Leidenschaft, welcher der Central-Amerikaner über alle Maßen fröhlich, und die Geschicklichste dabei, so ist derselbe der mächtigste und leidenschaftlichste Feind von der Welt. In Europa ist, z. B. trotz aller politischer Besorgung das Eigentum lange nicht so sicher als in diesem Lande. Räuberische Anfälle und gewaltthame Einbrüche sind unerhört, Gasstreu-

schiff, ein Charakterzug fast aller aus niedriger Culturstufe stehender Völker, wird hier im vollsten Maße angesetzt. Ihrer Ausübung tritt hier nur der Egidier und dieser aus reiner Selbsthülfe entgegen. Die Fehler, Fehler und Charaktereschwächen haben die Bewohner dieses Landes mit allen ihren Stammesgenossen, von Texas bis an die Magellanstraße gemein. Mit allen übrigen Kolumbianern theilen sie den Hang zur Indolenz, und Schlafheit. Alles wäre in diesem Volke eher zu werden als Energie.

Was den physischen Menschen von Central Amerika anbetriß, so sind fast alle Bewohner mehr oder minder mit indianischer Blute vermischt. Schöne Männer sind unter dem Landvolke eine große Seltenheit, indessen hübsche Landmädchen in ziemlich großer Anzahl zu treffen sind. Die Männer sind im Allgemeinen von gewöhnlicher Größe und sonst ziemlich wohl gebaut, aber von schlaffer, nachlässiger Haltung mit gebräuntem Teint und fast ohne Ausnahme schwarzhaarig. Die hervorragenden Backenknochen verleiht bei der geringsten Regenvermischung die indianische Form. Stroh- und Palmhüte sind die gewöhnliche Kopfbedeckung. Ueber die Hemden tragen sie an kühlen oder regenreichen Tagen eine gestricke Decke als Ueberwurf, und Feinleider von gestricem Zwilch oder Baumwollzeug, oder keine Schuhe. Ueber neun Zehntheile aller Einwohner sind Bauernlöhner. Selbst die Kinder der wohlhabenden Klasse geben bis zum zehnten Jahre barfuß.

Die Weiber tragen sehr kleine Strohhüte von derselben Form wie die Männer. Nur leicht bedecken sie sich damit den oberen Theil ihrer schönen Haare. Um den Hals schlingen sie Ketten von Glasperlen oder Metallgeschmeide mit Kreuzen und Heiligenbildern. Das Kleid ist gewöhnlich ein Mantel, unter welchem der nackte Fuß schelmisch hervorragt, reicht nur bis über die Hüfte empor. Den oberen Theil des Körpers bis zum Nacken deckt nur ein leichtes weißes Hemd, aus dem der Busen gewöhnlich bis über die Hüfte sichtbar ist. Wenn sie ausgehen, schlagen sie den bunten Kipso (Mischschal), auf dessen Schönheit sie große Stücke halten, um den Nacken. Die meisten Mädchen und Frauen haben volle, dunkel-schwarze Haare, die sie in zierlichen Zöpfen geflochten sauber geordnet tragen. Fast alle Frauen haben bräunete Gesichtsfarbe, und je nach der Lebensweise ist der bräunliche Teint mehr oder minder dunkel schattirt. Der Teint ist zwar hier immer noch hübscher als bei den Creolinnen auf Cuba oder Porto Rico, aber selbst die Mädchen aus den hochgelegenen Haciendas der Gebirge haben nie die Frische des Teints derer Landmädchen.

Was das sociale Leben anbetriß, so steht es hier damit nicht so schlecht als man bei dem leichtfertigen Volke voraussetzen sollte. Anaben und Mädchen werden mit ungemieiner Rücksicht erzogen und ihnen nur der Trieb nach Gelderwerb eingeprägt. Die Mädchen bewacht man sorgfältig sobald sie reif werden. Selbst in die Kirche gehen sie nie ohne Begleitung, und die Mutter belauert jeden ihrer Schritte. Verliert hier ein Mädchen ihre Unschuld, so geschieht es gewöhnlich mit Einverständnis der Mutter, die es aus Habsucht geschehen läßt und den Verführer möglichst zu brandstiftungen sucht.

Man heirathet hier aus Trieb, aus Gewohnheit oder aus Convenienz und sieht sich ein Mädchen aus, dessen ökonomische Verhältnisse möglichst günstig und für den Treier passend sind. Glücklich Ehen nach unsern Begriffen sind in Central

Amerika vielleicht ebenso selten als unglückliche. Man hat sich ohne besondere Freigang, aber auch ohne Widerwillen, ohne elterlichen Zwang geheiratet, weil eben die beiderseitigen Verhältnisse zusammen passen. Ein überschwängliches Entzücken und Schwärmchen in Begleitung von pärtlichen Blüten und Rüssen, die in deutschen Hüttenwägen so gewöhnlich sind hier nirgends zu treffen. „Man hat hier keinen Ausbruch“, schreibt Wagner für Hüttenwägen\* oder „Königsmonte“, aber es folgt auch kein Regenjammer, und man sanft und prägelt sich nicht, wenn der Liebestrausch vorüber ist.“)

Wie bereits bemerkt, ist Trägheit hier ein Erbübel, welches durch die übergehaltene Natur stets mehr und mehr gefördert wird. Auch die nichtspanischen Ansiedler werden nach und nach von diesem Uebel angekräft. Man geht Morgens ein paar Stunden auf's Feld, wühlt mit der Manschitto etliche Ruthen Boden auf und kragt ein paar Rostlöcher hinein, oder pflanzt eine kleine Quantität Kartoßeln, die sich dann von selber fortkriegen können, und der ganze Ackerbau ist besorgt. Da Hausthiere eine mehr oder mindere Seltenheit sind, so geht man später auf die Jagd, und schießt sich wohl ein Rabbitschwein, einen wilden Erntohahn, einen ehbaren Affen (die Mariuanas oder Klammeraffen werden hier gezeffen), oder einen Hirsch. Hirscharten giebt es hier die Menge, darunter der Cervus rufus und der Cervus Mexicanus. Man muß aber ein guter Jäger und mit den Verhältnissen des Landes sowie den Gewohnheiten der Thiere wohl vertraut sein, wenn man Erfolg haben will.

Solches war die Nachbarschaft, und solches die Lebensweise, in welcher Hipp sich ein Jahr lang sich gefunden hatte, als im Herbst 1853 für ihn ein Ereigniß eintrat, welches für seine Zukunft von ganz besonderer Bedeutung werden sollte.

(Schluß folgt.)

— Daran mag sich Mancher ein Beispiel nehmen. — Im oberen Stadttheil Cincinnati's ist ein Neger, welcher mit Früchte handelt und der ziemlich gut deutsch spricht. Als eine deutsche Frau jüngst ihre Verwanderung darüber ausdrückte, und ihn fragte, wo er denn sein Deutsch gelernt habe, erwiderte er: „Ich bin ein schwarzer Deutscher; ich schäme mich auch durchaus nicht deutsch zu sprechen und es bringt mir viel Nutzen, daß ich es kann. Wie könnte ich sonst meine Grundbeeren und mein Kraut an die deutschen Frauen verkaufen?“ — — Wie viele Deutsche, welche ihre schöne deutsche Muttersprache nicht mehr sprechen wollen, beschämt dieser Neger nicht! — —

\*) Dr. Carl Scheyer spricht sich ähnlich aus: „Wie der hispanische Charakter dem germanischen sehr in Allem entgegensteht, so auch im Ehestande. Er genießt die Hüttenwägen mit einer Würde, Gemüthsruhe und Seelenruhe, die man bei uns vielleicht für Gemüthsstärke halten könnte. Das himmlische Gefühl, das ein deutscher Verheiratheter empfindet, scheint der spanische Amerikaner nie zu fühlen, aber auch nicht dessen Quanten. Die Ehe ist in diesen Ländern ein natürliches, ruhiges, ebenmäßiges Verhältniß, und bleibt sich viele Jahre völlig gleich. Man läßt sich gegenseitig gehen und gönnt sich viele Freiheit. Die verheirathete Gattin bleibt der spanischen Ehe sehr in der Hüttenwägen, aber auch das rauhe Meer und die Freigang, die sich in gemäßigteren Ländern mitunter, gleich nach den Hüttenwägen einstellen.“ — „Die Republik Costa Rica“, von Wagner und Scheyer. S. 500.